Meine Kleine.

Von Ernst Zahn.

Meine Kleine mit dem Schelmenblicke
Kam und bat: „Knüpf mir mein Schürzenband."
Ich, wie ich zu derlei Pflicht mich schicke,
Tat's — vielleicht mit ungeschickter Hand.

Streng und lang besah sich selbst die Elfe,
Blickte dann mir lachend ins Gesicht.
Nun, durchfuhr mich's, wenn ich so dir helfe,
Kleine Herrlichkeit, lobst du mich nicht?

Plötzlich schien ihr etwas aufzutauchen,
Und indes sie kichernd näher trat,
Sprach sie: „Auch den Vater kann man brauchen,
Wenn man eben niemand anders hat."

Ein Schuß.

Novelette von H. v. Beaulieu.

Gräfin Elisabeth lag schlaflos, die Augen ins trübe Dämmer der Regen-Sommernacht gebohrt.

So war's also verlaufen, das Wiedersehen, auf das sie Jahre gewartet, jeden Tag ihres Lebens, obschon sie es nicht immer gewußt hatte, ja, jede Stunde! Nicht tragisch, nicht aufregend, o nein, ganz und gar nicht. Nur entsetzlich traurig in seiner äußerlich konventionellen Friedlichkeit.

So war es geworden, der Mann, um dessentwillen sie zehn Jahre — ihre Jugend — in selbstgewählter Einsamkeit verbracht, einer Einsamkeit, der es zwar nicht an Freunden gefehlt, aber — immerhin Einsamkeit. Sie hätte es anders haben können; es war mancher gekommen, der gewillt war, ihr sowohl die Einsamkeit tragen, als auch das große Gut verwalten zu helfen, aber sie hatte nicht gewollt. Weil sie — unbewußt vielleicht — im Grunde ihres Herzens immer an den einen dachte, dem keiner gleichkam, an den einen, dessen Jugend so strahlend, dessen Männlichkeit so hinreißend liebenswürdig gewesen war in ihrer starken Vitalität, daß alle anderen Menschen ihr matt, schwunglos, nur halb lebendig erschienen. Und wenn sie voll Lebenskraft waren, so waren sie auch Schönheit, ohne das Adlige seines Wesens.

Und was war aus ihm geworden! Was hatte er aus seiner schönen leuchtenden Jugend gemacht!

Es waren wohl Leute gekommen und hatten ihr allerhand erzählt über Detlev Kardorf. Daß er ein tolles, ein sehr ereignisreiches Leben geführt im wilden Westen — und vielleicht noch mehr im überzivilisierten New York, daß er ein Abenteurer sei. Man hatte ihr auch Einzelheiten erzählt trotz ihrer abweisenden Miene.

Ganz so kühl, wie sie äußerlich geschienen, war Elisabeth bei diesen Berichten zwar nicht geblieben, sie hatten ihr wohl auf Augenblicke ein böses Herzklopfen verursacht. Aber manches hatte sie ihnen einfach nicht geglaubt — wenigstens nicht ihren gar schlimmen Auslegungen. Ein Abenteurer? Warum denn nicht? War denn der Abenteurer nicht der geniale Mensch, dessen Lebenskraft zu groß ist, um sich in einem gewöhnlichen Leben zu verbrauchen? — Eigentlich hatten die phantasievollen Berichte das Bild des Jugendfreundes ins Uebermenschentum gesteigert, es mit einem romantischen Schimmer poetisch erhöht.

Nun war er gekommen . . . Und unter dem persönlichen Eindruck hatten alle die harten Urteile eine häßliche Bestätigung erhalten. Dieser Mann hatte sein Leben vergeudet und zerstört; dieser Mann war es nicht wert, daß eine Frau, die auf ihre persönliche Würde hielt, ihm durch lange Jahre einen heimlichen Altar in ihrem Herzen errichtete, daß sie auf ihn gewartet. Zu diesem gedunsenen Gesicht, den geröteten Augen, der klanglosen Stimme, zu diesem müden, erschlafften Wesen paßten die ärgsten Dinge, die man ihm nachsagte. Es waren nur noch die Trümmer einer reichen, schönen Jugend, die er heimgebracht hatte.

„Ich wollte er wäre tot!", sagte Gräfin Elisabeth für sich im Dunkeln mit harter, fester Stimme.

Ja, warum war er nicht auf einem seiner Abenteuer verunglückt, in einem Strom ertrunken — es gab ja so viele reißende Ströme da drüben! — oder von einem Desparado erschossen? O besser, viel besser, als daß er so zu ihr kam! Sie hätte sich dann doch sein schönes, leuchtendes Bild bewahrt!

Was wollte er denn überhaupt bei ihr?

Er hatte auch nicht mittelbar einen besondern Zweck seines Kommens angedeutet. Allerdings hatte sie ihn auch nicht dazu kommen lassen. Sie war innerlich so sehr zu Eis erstarrt, daß sie nur mit Mühe die Höflichkeit der Wirtin hatte wahren können. Und tief unter Kälte und Widerwillen hatte ein armes, zuckendes Herz sich totgeweint.

Jetzt war sie ganz kalt und ruhig. Sie überlegte, ob sie sich mit dem ihr ganz gleichgültigen Gutsnachbar verloben solle, der sie seit Jahren umwarb.

Horch! — — Was war das? — Der Regen war schon seit Stunden leise und eintönig auf das Blechdach des Turmzimmers gerieselt, aber dies war etwas anderes. Entfernter, jedoch im Hause. Als ob unten eine Tür ginge.

Elisabeth richtete sich auf und horchte gespannt. Die Dienerschaft schlief im anderen Flügel des weitläufigen Hauses. Unzweifelhaft, es regte sich etwas in der Bibliothek oder im Eßsaal.

Seit langen Jahren gewohnt, sich verantwortlich zu fühlen, mutig teils von Natur, teils durch Willenskraft, kleidete sie sich schnell und geräuschlos an und nahm den Revolver aus der Schublade des Nachttischchens, wo er immer bereit lag.

Dann stieg sie die breite Eichentreppe hinab, deren alte Bohlen in der nächtlichen Stille selbst unter den leichten und behutsamen Tritten leise knackten.

Einen Augenblick streifte sie wohl der Gedanke, Detlev zu wecken und ihn zu bitten, ihr beizustehen. Aber er streifte sie eben nur. Der! Was sollte der! Sie war es ja gewohnt, selbst zu handeln!

In der Tat, die Türe zum Eßsaal war angelehnt, und ein Lichtschein fiel durch den Spalt. Mit einem kühnen Entschluß öffnete sie die Tür weit, und drinne am Büffet stand in saloppen Anzuge — Detlev Kardorf und tastete zwischen den Flaschen umher, die dort standen.

Elisabeth hätte lieber einen Einbrecher gesehen. Hatte er nicht nach Fusel gerochen heute abend, und hatten seine glasigen Augen, sein gerötetes Gesicht nicht die Wahrheit des ihm nachgesagten Lasters bestätigt? Bei ihr zwar hatte er nur etwas Tee genommen heute abend, und das fand sie noch verächtlicher. Er hatte nicht einmal den Mut, seine schlimmen Gewohnheiten einzugestehen! Er trank heimlich!

In einem Augenblick sah sie den Traum, den sie — trotz allem! — bis heute abend gehegt. Sie sah die langen Jahre, in denen sie, fern von ihm, nur für diesen Mann gelebt, sich für ihn bewahrt wie eine Braut, weil er für sie herrlicher als alle andern Menschen, ja der einzige Mann auf Erden war. Und daneben sah sie den verkommenen Abenteurer, der des Nachts heimlich durch ein fremdes Haus schlich, um einen Laster zu frönen, daß er nicht offen zu zeigen wagte.

Der Gegensatz war zu kraß. Ekel und Schmerz überwältigten sie. Sie überlegte nicht, sie gehorchte nur einem augenblicklichen Impulse und hob die Hand mit der Waffe . . .

Ein Schuß rollte schütternd durch das Haus. Mit weitaufgerissenen Augen und totenbleich stand Elisabeth hochaufgerichtet da. Der Revolver entfiel ihrer Hand.

Und ihr gegenüber, auch sehr blaß, sehr hochaufgerichtet stand Baron Kardorf.

„Was — hat das zu bedeuten?", fragte er mit einer Ruhe, die wohl mehr auf oft geübter und erprobter Beherrschung beruhte als auf natürlichem Phlegma.

„Du — lebst?!", kam es wie ein Hauch von Elisabeths weißen Lippen. Und noch einmal, etwas lauter und mit einem Ton, der ein Gemisch war aus Angst und Jubel: „Du lebst?!"

„Wie Du siehst. Uebrigens würde ich selbst auf einen Einbrecher nicht gleich schießen. Aber das Ding war wohl nicht geladen?"

„Doch!" — Ihre Augen suchten die Kugel.

Er folgte ihren Blicken. „Da oben steckt sie", sagte er. „Sie ist einem Deiner erlauchten Ahnen durchs Kollett gegangen. Das hat der alte friederizianische Oberst sich wohl nicht träumen lassen, daß ihm noch nach seinem Tode eine Kugel in den Leib gejagt werden würde, und von der Urenkelin! Wenn Du hättest treffen wollen, Elisabeth, so schießest Du, das muß ich sagen, bemerkenswert schlecht, auch im Ernstfalle würde Dir die Revolverspielerei nichts nützen!"

Das weißhaarige Gesicht eines alten Dieners sah herein.

„Es ist nichts, Jens!" sagte die Gräfin, sich gewaltsam zusammennehmend. „Wir dachten an Einbrecher — und gaben einen Schuß ab. Aber es war nichts. — Beruhigen Sie die Leute, wenn die etwas gehört haben sollten."

„Keiner hört was — außer mir", murmelte der Alte und entfernte sich mit der Bemerkung, daß er nochmal die Runde durchs ganze Haus machen werde. Denn vielleicht halte sich der Kerl irgendwo versteckt.

Als der schlürfende Schritt des Alten sich entfernte, kam in die Haltung der Gräfin wieder das hilflose Entsetzen.

„Verzeih, daß meine Unbedachtheit beinahe einen — peinlichen Zwischenfall verursacht hätte", bat der Baron. „Meine Erkältung artete in ein unangenehmes Hustenschauer aus, und weil ich gar nichts bei mir hatte, weder Pastillen noch sonst ein Medikament, wollte ich mir im Büfett ein Stück Zucker oder ein Biskuit suchen, irgend etwas zum Schlucken. Ich hätte ja bedenken können, daß dies Mißverständnisse erregen möchte. Gut, daß Du so schlecht schießt, sonst hätte die Sache für uns beide unangenehm werden können."

Da wurde die Gräfin mit einem Male wie von einem Krampf erfaßt, von einem haltungslosen, gewitterartigen Weinen, wie sie es seit ihrer Kindheit nicht gekannt. Es schüttelte sie förmlich.

Betreten und voll Teilnahme näherte der Baron sich ihr. Er geleitete sie zu einem der großen Ledersessel vorm Kamin und nötigte sie zum Sitzen, während er ihr tröstend zuredete, etwa wie ein großer Bruder einer kleinen Schwester, die sich im Dunkeln fürchtet. Aber da sie, das Haupt auf die Hände gebeugt, nur immer verzweifelter schluchzte, nahm er sie sanft in die Arme und küßte die Hände, die über den nassen Augen lagen.

Da schnellte sie wie rasend empor. „Rühre mich nicht an!", rief sie heftig. Und da er nicht gleich gehorchte, schrie sie ihm mit der Brutalität der Verzweiflung ins Gesicht: „Rühr mich nicht an! Ich hab Dich erschießen wollen!"

Er taumelte doch etwas zurück. „Mich?", fragte er unsicher. „Ja, durch ein Versehen."

„Kein Versehen", rief sie atemlos „Ich erkannte Dich! Ich wollte auf Dich schießen."

„Alle Wetter!", sagte er tief Atem holend. „Und warum — wenn ich fragen darf?"

„Ich wollte lieber, daß Du tot wärest als lebtest — mit — einem zerstörten Leben." — Bei den letzten Worten sank ihre Stimme zu einem grambvollen Flüstern herab.

Er sah eine Weile wie hilfesuchend umher. „Wie meinst Du das?", fragte er verständnislos.

„O in Deinen Augen vielleicht nicht", antwortete sie mit bitter zuckenden Lippen, „aber in meinen bist Du ein verbrauchter Mensch — fertig. Man hat es mir längst gesagt —"

„Aha!", sagte er schneidend. „Die lieben Freunde und Verwandten haben mir einen guten Leumund geschaffen, wie ich sehe, und — ihre Erzählungen haben ein aufmerksames Ohr bei Dir gefunden."

„Das haben sie nicht!", erwiderte sie heftig. „Ich habe ihnen nicht geglaubt, — sondern ich habe an Dich geglaubt, trotz allem — bis heute abend. Da sah ich, daß sie recht haben."

„Haben sie?!", kam es voll Zorn und Hohn von seinen Lippen. „Nein, mein liebes Kind, sie haben nicht recht, wenn sie gesagt haben, daß ich ein ‚verbrauchter', ‚fertiger' Mensch wäre. Ich bin noch lange nicht fertig. Mit den bunten Abenteuern meiner Jugend, ja. Aber das Leben ist unermeßlich reich. Man kann zum Beispiel arbeiten."

„Du willst arbeiten?", fragte sie mit großen Augen.

„Ja!" Nicht, daß ich nicht schon viel gearbeitet hätte. Aber ich will auf eigenem Grund und Boden arbeiten, etwas schaffen, das bleibt, — richtiger, das Folge hat. Denn meine Söhne mögen es wieder gänzlich umschaffen. Ich will ein deutscher Bauer werden, nachdem ich in Kalifornien Goldgräber, in Texas Farmer und in New York Bankier war. Oh nein — verbraucht" — er dehnte seine breiten Schultern, „bin ich noch nicht. Das denken sich die schwachen Leute hier so, weil bei dem ereignisreichen Leben, das ich geführt, einer von ihnen sich vielleicht verbraucht haben würde."

Ohne daß sie wußte, hingen ihre Blicke an ihm mit dem alten Leuchten, als er so sprach. „Warum hast Du mir das nicht heute abend gesagt!", rief sie aus.

„Du ließest mich ja gar nicht dazu kommen! Du behandeltest mich so kühl, so per distance, daß das Wort mir auf der Lippe erfror, wenn ich von meinen Lebensplänen sprechen wollte. Und zu der seelischen Abkühlung kam diese Erkältung — ich bin des vaterländischen Klimas noch nicht recht gewöhnt — u. die schlimme Kur, die ich im Kruge mit einem Grog von mörderischem Fusel an mir vorgenommen, so daß ich kaum aus den Augen sehen konnte und der Kopf mir wahnsinnig schmerzte. Ja, so sind die Wiedersehen, auf die man sich gefreut, an die man gedacht wie an etwas sehr Schönes und Tröstliches..." Er brach ab, überwannt von Bitterkeit. Doch da sie stumm zum Boden sah, fuhr er fort: „Also ich habe Deine Behandlung auf Konto der guten Freunde zu setzen, die Dir erzählt haben, daß ich ein verworfenes Subjekt bin. Nun, — ich habe viel erlebt, tolle, bunte Sachen, — aber ich habe nichts getan, dessen ich mich zu schämen brauchte, nichts, was mich den Leuten, die Du wahrscheinlich mit großer Hochachtung behandelst, minderwertig machte. Glaubst Du mir das?", fragte er sie in beinahe barschem Ton.

Und sie antwortete demütig: „Ja, ich glaube es!"

„Nun, dann wären die Mißverständnisse zwischen uns ja beseitigt!", meinte er in künstlich leichtem Ton.

„Detlev! — Ich habe auf Dich geschossen!", schrie sie verzweifelt.

„Ach, was das betrifft", sprach er lächelnd, „das verzeih ich Dir leichter, als die Behandlung von heute abend. Denn, wenn eine Frau auf einen Mann schießt, verrät sie doch wenigstens ein gewisses Interesse an ihm. Uebrigens ist dies alles Schicksal, längst vorbestimmt. Eine Araberfrau in Biskra hat mir schon vor Jahren geweissagt, daß eine Frau einen Anschlag auf mein Leben machen würde, das wäre schon erledigt."

„Wie das?", fragte sie schnell.

„Du bist nämlich nicht die erste Frau, die mir mit dem Revolver in der Hand gegenübersteht", sagte er lächelnd, „Das tat schon mal eine — in Kalifornien . . ."

„Und sie?", Fragte Elisabeth atemlos.

„Sie ließ die Waffe sinken, ehe sie abdrückte", entgegnete er mit einem Lächeln. Und in diesem Lächeln voll Ueberlegenheit u. zugleich voll Schelmerei u. Güte war er ganz der Alte, der Einstige, der von Gott und Menschen begnadete und geliebte Mensch.

„Und — hatte sie Grund, auf Dich zu schießen?", fragte Elisabeth. Sie fühlte sich augenblicks von glühender Eifersucht erfaßt auf die Frau.

„Etwa soviel Grund wie Du", antwortete er mit einem schalkhaften Blick. „Aber ihre Motive waren andere . . . . So heißblütige Spanierinnen schießen leicht — oder möchten doch schießen. Man erlebt überhaupt tolle Sachen da drüben. Nun dachte ich, ein geruhsames Leben in der Heimat anzufangen, aber — das Schicksal hat es offenbar anders beschlossen. Die Jugendfreundin empfängt mich mit einem Revolverschuß! . . ."

„Detlev! — Wenn ich Dich getroffen hätte, so hätte ich die nächste Kugel auf mich selbst gerichtet!"

„Also Du wolltest mit mir sterben!", fragte er bewegt. „Könntest Du denn — nachdem Du eingesehen hast, daß ich kein ganz verlorener Mensch bin, — mit mir leben?"

„Du — Du könntest mit einer Frau zusammenleben, — die das getan hat?", fragte sie atemlos mit weit aufgerissenen Augen.

„Ich wagte es!", antwortete er stolz lächelnd.

„Jene — jene andere Frau war besser als ich!", sagte sie mit gesenkter Stirn. „Sie schoß nicht ab."

„Und Du", tröstete er, „schossest so schlecht, daß man wohl kaum sagen kann, Du habest auf mich geschossen. Du hast's auch nicht — was Du auch behaupten magst! Oh! Mich erschießt man nicht so leicht, und Du — Du nun schon gar nicht! Du schossest auf die Hirngespinste, die die liebenswürdige Frau Fama Dir gesponnen hat — die hast Du getroffen, und ich hoffe, sie sind gänzlich tot!"

„Sie sind tot!", bestätigte sie. Und mit überströmendem Jubel in der Stimme, mit inbrünstiger Dankbarkeit setzte sie hinzu: „Doch Du lebst!"

„Ich lebe! — und Du sollst mit mir leben", sagte er. „Das verlange ich nun von Dir! Denn eine kleine Sühne bist Du mir doch schuldig für — —"

Sie hielt ihm den Mund zu: „Sprich es nicht aus! Und Du mußt mir versprechen, niemals eine Anspielung zu machen auf dies . . ."

„Mein Herz, dies versprechen, hieße zuviel versprechen. Denn, Du bist sehr lange Alleinherrscherin gewesen. Du bist sehr — charaktervoll. Wenn nun meine Ehemannsautorität sich, wie es gewöhnlich ist, als illusorisch erweisen sollte, dann ist es gut für mich, daß ich einen Beistand habe an dem kleinen dunklen Loch im Kollett des Obersten von Roßbach. Wenn ich dort hinaufblicke, tust Du mir wohl was zu Gefallen . . ."

„Du hast den Obersten von Roßbach nicht nötig, Detlev. Meine ‚Charakterstärke' ist gebrochen in dieser Nacht. Ich werde, glaube ich, eine sehr furchtsame, schutzbedürftige Frau werden und — nie werde ich jemals eine Schußwaffe wieder anrühren." Sie bückte sich und hob den am Boden liegenden Revolver auf. „Nimm Du ihn — aber nimm Dich in acht! Es ist noch die Kugel drin — für mich!"

„Ich werde sie morgen in die Luft abschießen", sprach er. „Für heute ist wohl genug geschossen worden . . ."

Der Versager.

In einer mäßig großen Stadt lebte ein guter und gerechter Amtsrichter. Der hatte es sich zum Grundsatz gemacht, die streitenden Parteien, wenn irgend möglich, zu versöhnen. Um diesen Zweck auch sicher zu erreichen, benutzte er folgendes Mittel. Er ließ in dem Verhandlungszimmer den Ofen heizen, bis er rotglühend war. Dann stellte er die streitenden Parteien ganz in die Nähe des Ofens und redete so lange auf sie ein, bis sie sich verglichen, was in der Regel schon nach wenigen Minuten der Fall war. Einmal aber bei einer Verhandlung wollte das dem Richter absolut nicht glücken. Nachdem er erhebliche Zeit auf den Kläger eingeredet hatte, sagte dieser in aller Gemütsruhe: „Herr Amtsgerichtsrat, geben Sie sich nur keine Mühe, ich bin nämlich Heizer beim Norddeutschen Lloyd."

— Entschuldigungszettel. Herr Lehrer! Bitte, zu entschuldigen, daß mein Sohn das Gedicht nicht auswendig gelernt hat. Er hatte so arge Leibschmerzen, daß er nichts behalten konnte. Es grüßt Frau Lorenz Faulhuber.

— Im Raucherabteil. Der ältere Gentleman (sehr gönnerhaft und herablassend): „Junger Herr, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen: in zehn Fällen von Zungenlähmung sind neun ausschließlich auf das Rauchen zurückzuführen." — Der jüngere Gentleman (mit höflicher Dankbarkeit): „Ja, mein Herr, gestatten Sie mir Ihnen zu sagen: in zehn Fällen von gebrochenem Nasenbein sind neun ausschließlich darauf zurückzuführen, daß der Patient die Gewohnheit hatte, sich nicht nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern."

Der Vetter aus Amerika.

Skizze von Alma Thiele.

Sämtliche Räume der Villa Eggenstein erstrahlten in festlicher Beleuchtung. Bianka, die Tochter des reichen Fabrikbesitzers, wurde mündig, und die liebenden Eltern hatten weder Mühe noch Geld gespart, um diesen bedeutungsvollen Tag so prächtig wie möglich zu gestalten.

Das Speisezimmer war zu dem Zweck eingeräumt worden; im Hintergrund des improvisierten Tanzsaales war auf einem schnell hergerichteten kleinen Podium Raum für die Hauskapelle geschaffen, die sich aus einem Klavierspieler und zwei Geigern zusammensetzte. Die belebenden Tanzweisen drangen durch die weit geöffneten Fenster in die laue Sommernacht hinaus.

Bianka fühlte sich als Heldin des Tages und genoß die ihrer Schönheit dargebrachten Huldigungen. Sie sah bezaubernd aus in dem eigens für diesen Ball angefertigten rosa Empirekleid mit weißer Chiffongarnierung. Ihre regelmäßigen Züge gewannen nur noch an Lebendigkeit durch die zarte Röte der Erregung auf den Wangen. Wer konnte es da der Mutter übelnehmen, wenn sie von Zeit zu Zeit — wohl einige Male mehr als unbedingt nötig gewesen wäre — einen Blick stolzer Befriedigung über die jugendliche Gestalt gleiten ließ?

Ab und zu schweiften Biankas Blicke suchend über die Gesellschaft nach der Tür des Saales hin. Sie schien jemand zu erwarten, dessen Fehlen einen leichten Schatten auf ihre Freude warf. Denn jedesmal nach erfolgter Umschau malte sich die Enttäuschung deutlich auf ihrem Gesicht.

Die Klänge der Musik waren für eine Weile verstummt; die Tänzer führten ihre Damen zu den Plätzen zurück, und Bianka benutzte die Gelegenheit, um schnell einmal zu ihrer Mutter zu huschen und ihr zuzuflüstern: „Weißt Du, ich wollte, Vetter Sidney käme endlich! Ich meine, ehe der Ball zu Ende ist!"

Sidney Chalmers war Biankas „amerikanischer Vetter". Die beiden hatten jahrelang in Briefwechsel gestanden ohne sich zu kennen. In letzter Zeit war die Korrespondenz von Sidneys Seite aus etwas gefühlvoll angehaucht, und in übermütiger Laune, sowie der festen Ueberzeugung, den „amerikanischen Vetter" voraussichtlich nie zu Gesicht zu bekommen, war Bianka darauf eingegangen. Und nun sollte er nach Deutschland kommen! Nein, er war bereits da, wie ein Telegramm bezeugte, und konnte jeden Augenblick leibhaftig vor ihr stehen.

Als es jedoch 12 Uhr schlug, ohne daß der ersehnte Gast erschien, gab Bianka die Hoffnung auf.

„Irgend etwas muß doch immer quer gehen," sagte sie zu sich selbst gerade in dem Augenblick, als ein ungeschickter Tänzer ihr ein großes Stück von dem zarten Chiffonbesatz abgetreten hatte. „Der Schaden wird schnell geheilt sein," rief sie dem sich vielfach entschuldigenden Partner zu, der verwirrt in der Saaltür stehen blieb, während die Tochter des Hauses blitzschnell die Treppe hinaufeilte.

Vor ihrem Zimmer wäre sie beinahe einem auffallend großen, eleganten Herrn im Gesellschaftsanzug in die Arme gerannt. Er schien gerade aus ihrem Zimmer zu kommen, entschuldigte sich verlegen und erschien im ersten Augenblick sichtlich verwirrt. Er faßte sich jedoch schnell und murmelte vielerlei Unverständliches.

„Ich suchte nämlich gerade nach . ."

„Nach mir!" fiel ihm Bianka ins Wort, ihm freudig die Linke entgegenstreckend, da sie mit der Rechten das zerrissene Kleid hielt. „Und da bin ich, nämlich Deine Cousine Bianka. Ist as aber fein, Sidney, daß Du nun doch noch gekommen bist! Ich hatte schon alle Hoffnung für heute aufgegeben."

Der Angeredete führte die zarte, behandschuhte Hand an die Lippen, während sein Auge mit unverhülltem Wohlgefallen auf ihr ruhte.

„Ich scheine ihm zu gefallen," dachte sie bei sich, „und vornehm sieht er aus, und hübsch ist er auch."

Laut sagte sie: „Nicht wahr, Du wartest doch, bis ich den kleinen Riß hier zugenäht habe? Wie werden Papa und Mama und alle andern staunen, wenn wir zusammen herunterkommen! Du tanzt doch hoffentlich gern?" Dabei wiegte sich ihr Körper anmutig nach den Klängen der Musik, die inzwischen unten wieder eingesetzt hatte.

„Das kommt darauf an. Hast Du noch Tänze frei?" erwiderte er mit vielsagendem Blick.

„Nicht einen einzigen," gab sie triumphierend zurück. „Aber das wird sich schon machen lassen. Ich vergesse irgendeinen, und dann wird sicher Zeit für ein paar Extratouren sein."

Damit betraten die beiden den Tanzsaal, und Biankas Mutter begrüßte den Neffen mit überschwenglichster Herzlichkeit.

„Nun wird das Kind ja endlich zufrieden sein, denn ihre gute Laune war schon halb dahin, wenn sie's auch jetzt nicht zugeben will," bemerkte Frau Eggenstein, während ihre Tochter heftig gegen die letzte Behauptung protestierte.

Vetter Sidney erwies sich als famoser Tänzer. Bianka schwebte über das Parkett — noch leichter als zuvor. Natürlich ließ sie sich von Vetter Sidney zu Tisch führen. Sie verpaßte zwei Tänze, die sie anderen Herren versprochen, weil sie mit Sidney in einer lauschigen Ecke des Saales geplaudert hatte — kurzum, sie amüsierte sich himmlisch und machte Sidney gegenüber auch gar kein Hehl daraus, sich noch nie in ihrem Leben so amüsiert zu haben. Viel zu schnell eilten die Stunden dahin.

Das eleganteste Fremdenzimmer der Villa wurde Sidney zugewiesen. Es lag gerade unter dem ihrigen, so daß sie jedes Geräusch darin wahrnehmen konnte.

Erinnerungen und freudige Erregung hielten Bianka während dieser Nacht wach. Jedesmal, wenn sich unten leise etwas regte, dachte sie: „Jetzt weilt er in Gedanken bei mir. Auch ihn flieht der Schlaf. Auch er ist glücklich!" Immer munterer wurde sie bei diesen Erwägungen. Langsam, wie stets in schlaflosen Nächten, schlich Stunde für Stunde hin, und als das erste graue Dämmerlicht durch die Vorhangspalten kroch und die Dienerschaft bereits bei der Morgenarbeit hörbar wurde, da überlegte Bianka mit stillem Aerger: „Nach solcher Nacht werde ich aussehen wie das graue Elend, und das dumme Volk da unten könnte auch etwas leiser machen!"

Aber was half's. Erneutes Gepolter erhob sich: Das Werfen der Türen, das Dröhnen eiliger Schritte, ungewohnt lautes Stimmengewirr aus dem Speisezimmer drang zu so früher Stunde an ihr Ohr und zerrte förmlich an den übermüdeten Nerven.

Da wurde plötzlich ihre Tür heftig aufgerissen. Bleich, zitternd, in flüchtiger Morgentoilette stand ihre Mutter da, atemlos vor Erregung.

„Einbrecher!" Bianka, rief sie aus. Das ganze Silberzeug ist gestohlen! Sämtliche Löffel, die Messer und Gabeln, der kostbare Tafelaufsatz, die Fruchtschale, meine Uhr —"

Ein Tränenstrom unterbrach hier die Liste der entwendeten Gegenstände, und die gebrochene Frau sank in einen Stuhl.

Bianka sprang voller Entsetzen auf. „Um Himmels willen!" rief sie ganz außer sich. „Weiß es denn Sidney schon? sag's ihm nur schnell!"

Gleichzeitig rief Herr Eggenstein mit dröhnendem Organ nach seiner Frau. Sie solle ganz schnell mal runter kommen. Sie stürzte die Treppe hinunter, klopfte im Vorbeigehen schnell an Sidneys Tür und rief: „Bist Du schon auf, Sidney?"

Da niemand antwortete, drückte sie leise auf die Klinke und — blickte in ein leeres Zimmer. Augenscheinlich war der Aermste durch den allgemeinen Lärm auch wach geworden und befand sich bereits unten im Speisesaal bei den andern.

Inzwischen war die Polizei gekommen und unterzog die Stellen, wo vereinst die Wertgegenstände gelegen, einer eingehenden Betrachtung.

Alles war in heller Aufregung, als eine Droschke vorfuhr, der ein blonder, schmächtiger Jüngling entstieg. Da er unglaublich schüchtern war, gelang es ihm erst nach geraumer Zeit, sich den sinnlos aufgeregten Familienmitgliedern vorzustellen als — Sidney Chalmers!

„Sidney Chalmers!" wiederholte der Hausherr halb ungeduldig, halb geistig abwesend. „Was wollen Sie denn eigentlich? Sidney Chalmers ist ja schon hier." Er drehte sich um und hoffte seinen Neffen irgendwo in dem überfüllten Speisezimmer zu entdecken.

Vergebens!

„Du, Gertrud, hör' mal!" rief er dann, hier ist ein junger Mann — sag mal, wo ist den eigentlich Sidney?"

Das wußte niemand. Die Identität des neuen Sidney erwies sich jedoch als über jeden Zweifel erhaben, und die traurige Wahrheit trat offenkundig zutage. Bianka sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Sie hat ihrem richtigen „Vetter aus Amerika" seine unzeitige Ankunft nicht so ganz verzeihen können. Und im tiefsten Grunde ihres Herzens hat sie stets gewünscht, daß ihr galanter, schicker Einbrecher doch nie gefangen werden möchte.

Dieser Fall ist auch tatsächlich nie eingetreten, da sich sein natürliches Talent zum Entweichen durch langjährige Uebung zu höchster Vollendung entfaltet hatte.

— Boshaft. Gast (der ein Gulasch verzehrt, zum Wirt): Sie, Herr Wirt, alles ist in dem Gulasch d'rin, nur kein Fleisch!

— Die Schnecke und die Eiche. (Fabel.) „Bist du endlich abgehauen, hochmütige Eiche?" sprach eine Schnecke zur mächtigen Eiche. „Du warst mir stets im Wege!"

„Wenn ich auch gefällt bin," erwiderte darauf die Eiche, „so habe ich doch immer noch einen Stumpf hinterlassen, über den du Zeit deines Lebens nicht hinwegkommen wirst!"